

# Die Leben meiner Seele

## Teil I

Der Hund im Weltall



[https://www.spektrum.de/news/der-ursprung-von-oumuamua/1721630?utm\\_source=pocket-newtab](https://www.spektrum.de/news/der-ursprung-von-oumuamua/1721630?utm_source=pocket-newtab)



<https://www.spick.ch/dein-spick/artikel/so-singen-buckelwale/>

von  
Andrea Zähle  
April - Dezember 2020

## Der Fall

Meine Augen waren offen, doch es war schwarz um mich herum. Erst konnte ich nichts erkennen, dann langsam leuchteten schwach ein paar helle Punkte in der Dunkelheit auf. Weit weg und ohne erkennbare Form. Was war geschehen? Wo war ich gelandet?

Bis vor wenigen Augenblicken hatte ich noch auf dem Hocker, dem Bock auf der Theresienhöhe gesessen, von dem aus ich überblicken konnte was vor mir lag: der Spielplatz, die Gleise, die Türme in der Ferne. Seit Wochen hatte ich mein Viertel nicht verlassen, hatte es heute in den Westpark geschafft, auf den Hügel wo die Sonne am längsten stand. Nun schaute ich ins Leere, Richtung Westen, Richtung Sonnenuntergang. Wieder war ein Tag vergangen, an dem ich gedankenverloren meinen Gefühlen nachhing, meine Gefühle mich besetzten und beherrschten. Trauer und Schmerz, Schmerz und Trauer, seit Monaten, seit mein Vater gestorben und meine große Liebe mich verlassen hatte. Was war übrig von meinen Träumen? Was sollte mir jetzt noch Halt geben? Wo war der Boden unter meinen Füßen? Ich schien ganz unten angelangt und doch ging es weiter abwärts.

Ich hob den Blick und starrte in die Dunkelheit. Ich schwebte im Weltall, ohne Boden, ohne Halt, ohne Möglichkeit eine Richtung zu wählen, ohne oben ohne unten, ohne Mittel und Kraft zur Fortbewegung. Ich hatte vier Pfoten und konnte doch nicht laufen, Ohren, die taub schienen, ein Fell, das mich nicht wärmte und einen Schwanz ohne Funktion zur Navigation. Keine Hände um mich festzuhalten, keine Arme, nur Beine, die nicht dazu taugten durch die Leere zu schwimmen.

Warum ich als Hund ins Weltall kam weiß ich bis heute nicht. Es gab mir das Gefühl der größtmöglichen eigenen Unfähigkeit. Ich war nicht mehr ich. Ich war er, der Hund.

Der Hund war absolut außer Stande seine Extremitäten zu nutzen, und somit seiner Umgebung, der Schwerelosigkeit, vollkommen ausgeliefert. Er war alleine und es war kalt, bitter kalt. Er konnte mit seinen Augen deutlich die Dunkelheit erkennen, und dort in der Ferne erkannte er nach und nach Planeten und schwebende Gesteine, unter ihm, weit, weit weg, die Erde.

Ich bin ein Kind des Kosmos, das wurde mir in jener Nacht im Jungle, in der Sierra Nevada von Kolumbien klar. Ich spürte es ohne jeden Zweifel. Seitdem weiß ich, ich gehöre dazu, zum ganzen weiten Weltall und all seinen Planeten und Sonnensystemen. Ich lebe in meinem Sonnensystem, auf meinem Planeten, die Verbindung hinaus ins Universum sollte in dieser Zeit mein einziger Anker sein. Auch als ich da schwebte, vollkommen *lost*, hatte ich nur diese eine Gewissheit, dass mich der Kosmos nicht aufgeben würde. Ich wusste und konnte mich darauf verlassen, dass ich weiter leben sollte, da ohne mich ein Teil des Ganzen verloren ginge, unwiederbringlich, und alles eine Lücke bekäme. Mein Verschwinden ein Loch hinterlassen würde. Statt dessen verlor ich mich im Weltall, wurde hinaus und hinauf gesaugt, von allen irdischen Anhaftungen befreit, entbunden, entzerrt, vom Schlauch mit Sauerstoff und der Nabelschnur die mich nährte, entwurzelt und zum Schweben gebracht. Ich lebte, sah, nahm wahr und der Fall war vorhersehbar. Der Hund würde nicht für immer hier oben bleiben, hier nicht verweilen können, es war nur eine Frage der Zeit. Ich hatte Angst.

Der Fall kam und er war lang und tief. Er ließ meine Angst wachsen, die Angst vor dem Schmerz des Aufpralls. Doch irgendwann endete der Fall einfach, wie weiß ich nicht, nur, dass der Hund in den entgegengesetzten Tiefen angelangt war, äußerlich unversehrt. Es hatte keinen Aufprall gegeben, er war nicht in tausend Teile zersprungen und nicht zu einem Fleck auf dem Asphalt geworden. Er fand sich im Bauch des Schiffes wieder welches ihn fortan tragen sollte.

Oumuamua haben sie ihn getauft, den Asteroiden, den ersten interstellaren Besucher in unserem Sonnensystem. „Er hat keinen Schweif, sieht aus wie eine Zigarre, hat nichts mit gewöhnlichen Kometen gemeinsam und navigierte im Jahr 2017 von unerklärlichen Kräften gesteuert durch unser Sonnensystem: Die Fragen, die der interstellare Besucher 1I/‘Oumuamua aufwarf, waren so vielfältig, dass manche Astronomen sogar außerirdische Intelligenzen als Erklärung bemühten.“

([https://www.spektrum.de/news/der-ursprung-von-oumuamua/1721630?utm\\_source=pocket-newtab](https://www.spektrum.de/news/der-ursprung-von-oumuamua/1721630?utm_source=pocket-newtab))

Für mich sieht er aus wie ein Buckelwal. Er schwebte einsam auf seinem Abweg, so wie der Hund. Wie war er dort hin gekommen? Was war sein Ursprung und was sein Ziel? Wer war er wirklich und welche Energie leitete ihn?

Oumuamua war der Trümmer eines großen Asteroiden oder sogar Exoplaneten und wurde in unser Sonnensystem geschleudert. Oder gesteuert. „Im Spannungsfeld zwischen der beschleunigenden Gravitation, bremsenden Magnetfeldern und dem interstellaren Gas, das ihn mitzog, driftete nun ‘Oumuamua in Richtung Sonne.“ Auf seinem Weg sammelte er den Hund auf, gab ihm Schutz und diente ihm als Raumschiff bis zu dem Punkt, an dem er fallen sollte. Er führte ihn dorthin wo sein Fall zurück hinunter zur Erde begann. So blieb der Hund gerade versehrt genug um dem Tod zu entkommen, den er schon so nah gespürt hatte. Er sollte nicht sterben, dafür war gesorgt. Seine Geschichte sollte jetzt erst beginnen und sein Ziel stand fest. Er kannte es nicht, aber all die, denen er begegnen würde. Der Asteroid, der ihn zum Ausgangspunkt geleitet hatte machte den Anfang, gefolgt von der Wal-Kuh, die den Hund dort, wo er ankam, empfing.

Als er erwachte fand er sich im Bauch eines sehr großen Tieres wieder. Es glitt behutsam dahin, schien beinahe lautlos zu schweben.

Wo man landet, wenn man aus dem Weltall fällt ist mit wenig Gewissheit vorher zu sagen. Genau so wenig wie man weiß, wo man ist, wenn man in vollkommener Dunkelheit erwacht. Ja, er war gefallen, das war sicher, tiefer und tiefer, tiefer als er je vermutet hätte.

Kälte war spürbar, Dunkelheit, Einsamkeit und die Gewissheit weit weg vom Boden unter seinen Füßen zu sein. Dennoch hatte sich zu all der Ungewissheit Zuversicht gemischt, ein leichtes Behagen. Er war unversehrt. Darunter mischte sich ein vorsichtiges, entferntes Vertrauen.

Es schwamm. Das Tier, in dem er gelandet war schwamm, atmete und lebte. Langsam drangen die Geräusche zu ihm durch. Er hatte nasse Füße, es roch nach Fisch und nach einiger Zeit konnte er auch das Ausstoßen der Wasserfontäne identifizieren. Es verriet ihm wo er gelandet war. Er befand sich im Bauch eines Wals, im riesigen Inneren eines Buckelwals, der ihn behutsam geschluckt hatte. Er, der Wal, war eine sie, eine Buckelwal-Dame. Ihre Behutsamkeit und die Geborgenheit, die der Hund spürte, verrieten sie als Mutter. Sie trug ihn geschützt durch die Kälte, Tiefe und Dunkelheit des Meeres.

Trotz der vielen Fragen fühlte der Hund sich geborgen, getragen und umsorgt. Hier sollte er bleiben, bis er sich genährt und gestärkt fühlte, wieder bereit war sich in die Welt hinaus zu wagen. Bis Neugier und Lebenslust zu ihm zurück gefunden hätten. Der erste Schritt war bereits getan, er war wieder angekommen, in seinem Sonnensystem und auf seinem Planeten. Irgendwann, bald vielleicht schon, würde er auch den nächsten Schritt wagen und wieder auf seinen eigenen Beinen stehen können.

Die Zeit verging ohne Hast und ohne, dass er hätte sagen können, wie viele Tage oder Wochen er im großen, warmen, dunklen Bauch der Wal-Kuh zubrachte. Er hatte sich an ihre Wärme gewöhnt, an

den Geruch und an den Fisch, den er fraß. Er schlief wann auch immer ihm danach war, und das war oft und lange. Ob es dabei Tag oder Nacht war, konnte er nicht sagen. Die Wal-Kuh glitt auf ihrem Weg durch die Ozeane ruhig und kraftvoll dahin, ihr Schaukeln war wie eine Wiege für den Hund.

Eines Tages erwachte er aus einem langen, erholsamen Schlaf. Er fühlte sich gestärkt, spürte, dass wieder Energie in seinen Gliedern steckt, in allen vier Beinen, Pfoten, in seinem Schwanz und seinem Geist. Lange hatte er nicht so eine Klarheit gespürt. Er war heiter und neugierig. Der Zeitpunkt war gekommen sich an die Oberfläche zu wagen. Langsam kletterte er den Schlund des Wals hinauf und sie ließ ihn eintreten. Sie schien ihn dort oben, in ihrem riesigen Maul, erwartet zu haben.

Als sie langsam ihr Maul öffnete zeigte sich der lange, bartähnliche Vorhang, der sich zwischen ihren Kiefern aufspannte. Sie öffnete ihr Maul nur so weit, dass nicht zu viel Wasser herein strömte und ihm die Beine weg gezogen und ihn unvorbereitet hinaus gespült hätte. Vorsichtig schob er den Vorhang ein wenig zur Seite und es eröffnete sich ihm das von Sonnenlicht durchflutete, türkisfarbene, warme, klare Wasser des Meeres. Er war geblendet, vom Licht und der Schönheit dieses Anblicks. Das Wasser war warm und ließ ihn an die Karibik denken. Es stieg ihm langsam von den Pfoten bis zum Bauch und als es sein Maul erreicht hatte hielt er die Luft an. Er konnte atmen, schwimmen, sehen und hören und die Klänge von Delfinen drangen an seine Ohren. Sie schwammen neben ihnen her, begleiteten sie tobend. Begeistert, staunend und ungläubig sah der Hund ihnen bei ihrem Spiel zu. Sein Schwanz wedelte so schnell wie Blätter im Wind und er fühlte sich voller Leben. Dies war nicht das erste Mal, dass er Delphinen begegnete. Er erinnerte sich und wusste, sie würden ihn mitschwimmen und mitspielen lassen. Er musste nur allen Mut zusammen nehmen und springen.

Viel Zeit nachzudenken blieb ihm nicht, die Walkuh würde bald wieder tiefer tauchen, also tat er es. Er nahm allen Mut zusammen und wagte den Sprung in den Ozean. Er verließ somit auch sein zweites Schiff, das Mutterschiff, die Mutter, die ihn getragen, geborgen gehalten, genährt und aufgepäppelt hatte. Er tauschte die vertraute, sichere Umgebung gegen das Unbekannte ein, um sich vor zu wagen und zu entdecken was auf ihn wartete.

Ohne Mühe schwamm er neben den Delfinen her, er konnte sich wieder aus eigenem Antrieb fort bewegen und war sogar recht geschickt und schnell darin. Er bellte und heulte laut vor Freude. Selbst das gelang ihm unter Wasser. Er schnellte zwischen den Delfinen durchs warme Wasser, tauchte ab- und wieder auf und seine Ohren schlackerten im Strom des Wassers. Er folgte den Delfinen unbeschwert ohne zu wissen wohin. Er machte sich auch keine Gedanken darüber. Die Delfine waren seine Freunde und würden ihn nicht in die Irre oder in Gefahren führen, darin hatte er tiefes Vertrauen. Das einzige was jetzt gerade für ihn zählte war, dass er wieder frei und sorglos. Er spürte die Energie und Freude durch ihn hindurch strömen, so wie er mühelos durch das türkise, sonnendurchflutete Wasser glitt, bis unter ihm Sand erschien. Noch eine Weile ließ er sich von den Wellen tragen, bis er wieder Boden unter den Füßen hatte.

## Boden unter meinen Füßen

Der Sand war warm und feucht, dem Hund schien die Sonne aufs Fell und im Nu war es trocken und kuschelig warm. Er schüttelte und streckte sich. Noch war er etwas ungläubig und verwirrt, so wie er sich nach einer langen Nacht fühlte, als wäre er gerade aus einem Traum erwacht. Aus einem sehr schönen, freudigen Traum. Er spürte noch die Energie des Spiels mit den Delfinen, fühlte sich geschmeidig und flink. Jetzt war es nicht mehr der Ozean, der ihn umgab, es war der Himmel über ihm, der blau strahlte, die Sonne, die alles lange Schatten werfen ließ. Hoch oben im Wind wogen sich große Palmblätter wie in Zeitlupe, wie von Wellen bewegt. Der Wind und die Wellen, sie hatten etwas gemeinsam, sie hatten die Kraft die größten und schwersten Dinge zu bewegen und taten dies in meditativer Stille bis hin zu lautem Getöse. Himmel und Ozean wechselten beide ihre Farben von strahlend blau am Tag zu tiefschwarz in der Nacht und beide hatten keinen Anfang und kein Ende. Sie waren unendlich und umgaben alles andere irdische Dasein und ließen es ganz klein erscheinen.

Je länger der Hund hier am Strand saß und über die Ähnlichkeit von Wellen und Wind und Ozean und Himmel nachdachte, um so vertrauter wurde ihm seine neue Umgebung. Ihm wurde wohliger bei dem Gedanken eine Weile hier zu bleiben, und er bekam Lust zu erkunden was sich hinter den ersten Reihen der Wolkenkratzer-hohen Palmen verbarg. Jetzt wo er den Blick ins dichte Grün gerichtet hatte, konnte er die ersten Geräusche hören. Sie drangen zwischen den sich brechenden Wellen an seine gespitzten Ohren und er vernahm erst leise, dann immer deutlicher ein Plätschern. Er hatte Durst! Wie lange war es her, dass er einen Schluck frischen Wassers getrunken hatte? Der Gedanke daran, wie es seine trockene Kehle hinunterlaufen würde ließ ihn nicht länger nach einer Antwort suchen. Er erhob sich aus dem warmen Sand, die Ohren gespitzt und alle Sinne geschärft um die Fährte aufzunehmen, vorbei an den Palmen, direkt hinein ins grüne Dickicht.

Bald hinter den Palmen wurde das Grün immer dichter. Kleine Bäume mit großen, zackigen Blättern trugen ovale, orangene Früchte, beinahe so groß wie er selbst. Es dauerte etwas bis er sie erkannte. Noch nie hatte er so große Papaya gesehen. Sie wechselten sich mit kleineren Palmen ab, die dicke, weich aussehende Blätter und ganze Stauden gelber, langer Früchte trugen. Bananen! Das wusste sogar ein Hund. Sie mussten unheimlich schwer sein und rochen herrlich süß. Andere Blätter wuchsen direkt aus der Erde und rollten sich wie Schnecken auf, um sich in alle Richtungen zu verzweigen. Daneben sammelten sich in Grüppchen lange, kunstvolle Blumen, die Ähnlichkeit mit Vogelschnäbeln hatten und hoch hinauf ragten, kerzengerade, in leuchtenden Farben. Hier und da stand auch eine der riesenhaft langen Palmen dazwischen und wenn eine der Nüsse von weit oben hinab fiel kam sie mit einem Krachen auf dem Boden auf. Traf sie einen Stein zersprang sie und heraus spritzte das süße Wasser und ihr weiches, weißes Fruchtfleisch wurde sichtbar. Sogleich musste er an Affen denken. Wo es Kokosnüsse gab konnten sie nicht weit sein.

Er war nur wenige Meter weit gegangen und schon hatte seine neue Umgebung ihn in ihren Bann gezogen. Er sah so viel Schönheit und roch so herrliche Düfte, es surrte und sumnte und überall schien es zu leben. Tiere hatte er allerdings noch nicht entdeckt. Wann immer sich etwas bewegte schien er einen Augenblick zu langsam zu sein um es zu erspähen. Das war zugegeben auch etwas unheimlich, aber darum wollte er sich jetzt nicht sorgen. Es gab noch viel zu entdecken und sein Durst zog ihn weiter. Er war aufgeregt. Der Wald schien überall zu leben, im Dickicht um ihn herum, wie in der Höhe, wo Vögel von Baum zu Baum flogen und die wunderlichsten Lieder sangen. Es krabbelte und huschte überall, doch außer der vielen Mücken und kleinen, wie großen Käfer konnte er all die anderen Geräusche nicht zuordnen. War er womöglich in Gefahr? Musste er sich Sorgen machen von einem anderen, viel größeren Tier oder gar einem kleinen, giftigen angefallen zu

werden? Ein bisschen mulmig wurde ihm bei diesem Gedanken schon, darum wollte er ihn schnell wieder los werden. Er beruhigte sich indem er sich sagte, dass die Waldbewohner hier sehr scheu sein mussten und deshalb seinem Blick auswichen. Der fremde Eindringling schien ihnen nicht ganz geheuer zu sein. Er spürte aber, dass sie ihn sahen und beobachteten und ihn voll Neugier begleiteten. Nur Vögel ließen sich in sicherem Abstand auf den Ästen nieder und folgten ihm. Sie legten die Köpfe schräg, schüttelten ihr Gefieder, hüpften von Ast zu Ast und schrien ihm zu Weilen etwas Unverständliches entgegen was ihn heiter stimmte. Was für komische Gestalten! Wie sollte er darauf bloß antworten?! Er lachte laut und bellte freundlich, das schien ihnen aber eher Angst zu machen. Sie flogen auf und davon.

Nun hörte er das Plätschern wieder und es erinnerte ihn abermals an seinen Durst. Wie konnte er das nur vergessen?!

Die Erleichterung war groß als er den ersten Schluck frisches Wasser nahm. Es war so herrlich kühl und erfrischend, dass er gar nicht mehr aufhören wollte zu trinken. Erst hastig dann genüsslich schlabberte er das köstlich süße Wasser, das all seine Zellen mit neuem Leben zu füllen schien. Wie anders dieses Wasser doch war im Vergleich zum Ozean, beide klar und kühl aber der Ozean eignete sich deutlich besser zum Schwimmen und Spielen als zum Trinken, der Fluss hingegen bot Abkühlung und Erfrischung. Als er seinen Durst gestillt hatte fühlte er sich gleich gestärkt und die neue Energie kribbelte ihm unter dem Fell. Erfüllt und wach machte sich nun ein neues Bedürfnis bemerkbar, er hatte Hunger. Um genau zu sein war er so hungrig, dass er sich fragte warum er nicht alle Früchte, die er am Weg gesehen hatte an Ort und Stelle bereits aufgefressen hatte. Ob er den Weg, den er gekommen war und die vielen Früchte wieder finden würde? Ein kurzer Blick entlang des Flussufers und seine gefräßige Ungeduld war besänftigt. Gleich hier am Steinstrand boten sich ihm alle möglichen Leckereien, von duftend süßen Früchten über Käfer, schmackhafte Blätter, Beeren, im Fluss entdeckte er kleine und große Fische, sowie Muscheln und rote Krabben. Ihm lief das Wasser im Maul zusammen. Das würde ein Festmahl werden! Er fraß alles was ihm lecker erschien und biss er mal auf was bitteres spuckte er es einfach aus und spülte den Geschmack mit einem Schluck Wasser weg. So streunte er am Flussufer entlang, schaffte es sich ein paar Fischchen zu fangen und entdeckte, dass die große orangene Frucht mit den vielen schwarzen Kernen seine neue Lieblingsfrucht war. So mild und saftig und nicht zu süß. Er fraß so viel bis die Haare um sein Maul ganz orange und sein Bauch kugelrund waren. Dann schlief er zufrieden und erschöpft im Schatten der Palmen ein.

Wie lange er dort am Ufer des Flusses gelegen und geschlafen hatte hätte er nicht sagen können, als er wieder erwachte, aber die Schatten der Palmen waren gewandert und die Umgebung hatte die Farben der untergehenden Sonne angenommen. Es musste spät geworden sein.

Er fühlte sich angenehm ausgeruht und sehr entspannt. So entspannt, dass er keine Lust hatte aufzustehen. Er verspürte auch keinen Drang, es ging ihm gut hier und er wollte seine müden und erstaunlich schweren Glieder noch etwas ausruhen. Er spürte die Anstrengungen der Reise und gab sich seinem müden Körper geschlagen. Er musste ja nichts tun, nirgends hin, er konnte sich ausruhen so lange er wollte. Also blieb er mit halb geöffneten Lidern am Flussufer liegen und lauschte den Geräuschen. Nun mischten sich auch Grillen und das Geschrei von kleinen Affen mit ein, die den Vögeln die obersten Plätze in den Bäumen streitig machen wollten. Und noch etwas konnte er in der Ferne vom anderen Ufer des Flusses vernehmen. Es drangen dunkle, tiefe Töne zu ihm durch, ganz leise und sanft, aber beständig und rhythmisch. Auch Stimmen konnte er hören, helle Stimmen, die keinem Tier gehörten. Er lauschte konzentriert um das Plätschern des Wassers von den hellen Stimmen zu unterscheiden. Eine ganze Weile lag er so da, atmete ganz leise und horchte in die Ferne.

Es war der Gesang von Frauen, den er hörte und der Rhythmus von Trommeln, dem sein Herzschlag immer ähnlicher wurde, bis er unter den regelmäßigen, dunklen Tönen wieder einschlief.

*In dieser Nacht hatte er einen Traum. Er träumte er wäre ein Junge, ein Mensch aus Fleisch und Blut, mit brauner Haut und struppigen braunen Haaren. Um die Hüften hatte er lediglich ein Röckchen aus Leder und keine Schuhe an den Füßen. Trotzdem war er nicht arm, ganz im Gegenteil, er fühlte sich sehr glücklich, gesund und stark und das bedeutete er war vom Leben reich beschenkt worden. Er hatte alles was er brauchte, und jeder Tag brachte ihm so viel mehr schönes, als er es sich noch am selben Morgen hätte vorstellen können. Der kleine braune Junge lebte genau hier, im Wald mit all den kleinen und großen Tieren. Er war hier zu Hause, obwohl er der einzige seiner Art zu sein schien. Die Tiere hatten ihn aufgenommen als er noch ganz klein war. Sie hatten ihn genau hier, am Ufer des Flusses gefunden, ihn beschützt, umsorgt und wie einen von ihnen groß gezogen. Sie hatten ihm auch einen Namen gegeben. Sein Name war Mogli.*

*Mogli verfügte über die tollsten Fähigkeiten, die kein anderes Menschenkind hatte außer ihm. Er kletterte auf allen Vieren durch die Bäume, so wie der Panther es ihm vorgemacht hatte, schwang sich an Lianen über Gräben und Bäche, saß neben den großen grauen Dickhäutern auf Felsen und überblickte den Jungle bis weit hinab ins Tal. Wenn es regnete und stürmte verkroch er sich mit den Wölfen in die Höhlen, in denen es kuschlig warm war.*

*Mogli kam immer wieder hier am Fluss vorbei und badete ausgelassen und laut tobend, wusch sich genüsslich das Gesicht im kalten Wasser und sah dabei, wie sich sein Spiegelbild stets ein wenig veränderte. Er war kein Baby mehr, auch kein kleines Kind, er war dabei ein großer Junge zu werden, bald würden seine Stimme tiefer und seine Haare dichter. Insgeheim wünschte er sich ein genauso dichtes, glänzendes Fell zu kriegen, wie der Panther es hatte, bis dahin schien ihm aber noch ein weiter Weg zu sein. Immerhin, ein paar schwarze Haare auf den Zehen hatte er bereits.*

*Eines Morgens, früh im Morgengrauen wurde er wach. Es war eine schwüle Nacht gewesen und die Mücken hatten ihn ganz furchtbar geärgert. Er schlich schlaftrunken an den Fluss um seinen Durst zu stillen und das Jucken zu lindern. Als er bereits umkehrte, um sich wieder im Dickicht fallen zu lassen, hörte er ein neues Geräusch. Schnell versteckte er sich im Dickicht um ungesehen lauschen zu können. Auch das hatten ihm die Tiere beigebracht, so wie geduldig abzuwarten und zu erkennen, ob Gefahr drohte.*

*Still und reglos saß er unweit des Ufers und lauschte den Tönen, die sich langsam näherten. Sie wurden zu Gesang mit Worten und Melodie. Er hatte schon viele wunderbare Vogellieder gehört, trotzdem schien ihm dies der zauberhafteste Gesang, den er je vernommen hatte. Er versank geradezu in der zarten Stimme und schloss die Augen um ihr noch besser lauschen zu können. Immer näher kam das Lied und nun konnte er auch Schritte hören. Schritte wie die seinen, auf zwei Beinen und zwei Füßen. Langsam und bedacht kamen sie auf den Fluss zu, bis sie nur noch das Rauschen des Wasser von ihm trennte.*

## Begegnungen am Fluß

Der Hund wurde wach. Hatte er geträumt? War es morgens? Wo war er? Es dauerte einen Moment oder zwei bis er wieder ganz da war. Er war am Ufer des Flusses unter den Palmen am Rande des Dickichts. Richtig! Da war er eingeschlafen. Er lag noch immer auf den runden Steinen am Ufer, wo er getrunken und auf denen er sich dann niedergelassen hatte. Nun erinnerte er sich auch an die dunklen Trommelschläge, die in ihm nach zu hallen schienen. Er hörte sein Herz schlagen, laut und kräftig und sein Atem mischte sich hörbar in seinen eigenen Rhythmus ein.

Mehr Zeit blieb ihm nicht um sich zu besinnen. In der kühlen Luft des Morgens zwitscherten die Vögel um die Wette und ... sie war wieder da, die Stimme aus seinem Traum. Der zauberhafte Gesang war schon ganz nah und drang, genau wie im Schlaf, von der anderen Seite des Flusses zu ihm hinüber.

Da entdeckte er sie. Ein paar Meter weiter flussabwärts kam sie in kleinen Schritten die Böschung hinab ans Wasser. Sie trug ein großes Gefäß auf dem Kopf und keine Schuhe an den Füßen. Bekleidet war sie mit einem langen, dunkelblauen Tuch, das sie um Hüften und Oberkörper gewickelt hatte, so dass ihre braunen Schultern sichtbar waren. Ihre langen schwarzen Haare trug sie nach hinten gebunden. Sie fielen ihr über die Schultern, als sie sich hinab beugte und den Krug von ihrem Kopf neben sich ans Flussufer stellte. Und die ganze Zeit über sang sie ihr Lied. Er konnte es nicht verstehen, aber es klang so wunderschön, dass er für einen Moment vergessen hatte zu atmen. Als er wieder einen tiefen Zug Luft nahm verschluckte er eine Fliege und musste furchtbar husten. Er eilte ans Wasser und nahm einen, zwei, drei große Schlücke, bis es ihn nicht mehr im Hals kratzte. Erleichtert hob er die Schnauze aus dem glasklaren Wasser und erschrak so sehr, dass er einen großen Satz zurück machte.

Was war das? Was hatte er da soeben im Fluss gesehen? Hastig flüchtete er sich zurück in den Schatten der Bäume und starrte zum Wasser. Dann überkam es ihn wie ein Schauer. Da war gar nichts, was auftauchen würde, egal wie lange er hin sah. Er hatte sich im Wasser gespiegelt. Es war sein Spiegelbild was ihn beinahe zu Tode erschreckt hatte. Ihm war mulmig. Ganz langsam senkte er den Blick und schaute nun an sich hinab. Seine Pfoten, seine Beine, sein Bauch, alles war... ROSA! Und das war noch lange nicht alles! Sein Fell! Wo war sein Fell? Er hatte kein Fell mehr! Er schrie kurz auf, so sehr erschrak er von dem Anblick, der sich ihm bot. Statt des schönen, braunen Fells hatte er Schuppen! Rosa schimmernde Schuppen, am ganzen Körper! Und Krallen an den Pfoten! Es waren auch keine Pfoten mehr, sondern Tatzen, Pranken, nein, Greiffüße! Mit knöchigen Zehen und Krallen! Alles war größer als zuvor und auf seinem langen, kräftigen Schwanz wuchsen Stachel, von der Schwanzspitze angefangen bis... Er wagte den Gedanken nicht fertig zu denken. Er musste sich beherrschen, um nicht aus Schreck vor sich selbst davon zu laufen.

Der Schweiß brach ihm aus und er wurde seekrank, so weich waren seine Knie. Er ließ sich auf die Steine sinken und schnappte nach Luft. Nach ein paar tiefen Atemzügen wagte er es wieder sich dem neuen Anblick zu stellen, also drehte und wendete er sich, um sich von allen Seiten zu betrachten. Ungläubig sah er seinen runden Bauch, der weich und fast weiß war, wie der einer Eidechse. Seine Schultern, Arme und Beine jedoch waren kräftig und von harten Schuppen geschützt. Er trug fast einen kleinen Panzer, der ein dumpfes Geräusch von sich gab, wenn er darauf klopfte. Außerdem war da noch etwas, was er nicht recht ausmachen konnte. Es war auf seinem Rücken, er fühlte etwas, das er nicht kannte und so nicht sehen konnte. Unbeholfen lief er auf seinen vier neuen Beinen zurück ans Flussufer und wagte noch einmal den Blick in den Spiegel. Er musste sich drehen und wenden, bücken und beugen und fast hätte er sich den langen Hals verrenkt, als er erkannte, was zwischen seinen Schultern eng angeschmiegt an seinen Körper lag. Er traute seinen Augen kaum, er hatte

Flügel! Fledermausartige Flügel, die die Hälfte seines Rückens bedeckten und genauso rosa waren wie der ganze Rest von ihm!

Was war nur mit ihm geschehen!? War das nicht doch nur ein Traum? Vorsichtig rieb er sich mit der weichen Innenseite seiner Oberarme die Augen. Nein, er war eindeutig wach. Sein Gesicht hatte eine lange Schnauze und große Augen, ebenso groß waren seine Nasenlöcher. Seine Zähne waren spitz wie Eisberge und seine beiden Ohren ragten spitz in die Luft. Auch am Kopf war kein Haar zu entdecken, statt dessen endete hier, zwischen den Ohren, die lange Reiche der Zacken, die an seinem Schwanz begann. Seine neue „Frisur“ war das erste woran er gefallen fand.

Er war ein ganzes Stückchen größer als zuvor, aber noch immer klein genug um sich in den Büschen zu verstecken. Er war vor allem länger, was er seinem Schwanz zu verdanken hatte und sehr viel schwerer. Alleine sein Schwanz wog so schwer wie zuvor sein ganzer Körper. Wozu das gut sein sollte war ihm ein Rätsel, wie eigentlich gerade alles. Er konnte den Schwanz nur mit viel Kraft vom Boden heben, bewegte er ihn von links nach rechts bewegte sein ganzer Körper sich mit, gleich Wellen, die durch ihn hindurch fuhren, oder... gleich einem Wal im Wasser, nur dass er mehr Ähnlichkeit mit einer Echse hatte. Ebenso eine Gestalt war er, eine Echse, nur viel größer und aus einer anderen Dimension. Er war ein Drache, ein rosa Flugdrache!

Bei all dem Staunen über seine neue Gestalt hatte er alles um sich herum vergessen. Es dauerte bis er sich an das Mädchen am anderen Ufer erinnerte und bemerkte, dass sie aufgehört hatte zu singen. Mit großen Augen und offenem Mund stand sie am Flussufer und starrte zu ihm hinüber.

Als er ein paar Schritte nach hinten tat stolperte er über seinen Schwanz und fiel auf den Hintern. Das Mädchen begann zu kichern, versuchte es aber hinter ihrer Hand zu verbergen. Als der Drache aufstand und über seine eigenen Füße stolperte konnte sie es nicht mehr zurück halten und begann zu lachen. Sie schien überhaupt keine Angst zu haben und war furchtbar amüsiert von der ungeschickten Gestalt am anderen Flussufer. Der Drache wurde rot, schämte sich und wurde auch ein wenig traurig. Warum hatte er seinen schönen, ihm doch so lieben Hundekörper verloren? Was sollte er nur mit dieser behäbigen Gestalt eines rosa Drachen anfangen? Er schien hier nicht her zu gehören, passte abermals nicht in die Umgebung und wühlte sich nicht wohl in seiner Haut.

Als das Mädchen sein trauriges Gesicht sah hörte sie auf zu lachen und schaute ihn statt dessen aufmerksam und mit freundlichen Augen an.

„Wie heißt du?“ fragte sie schließlich.

Mit Tränen in den großen, runden Augen blickte der Drache zu ihr hinüber.

„Ich weiß nicht“ sagte er sichtbar betreten und scharrte mit seinen Krallen ein wenig im Kies.

„Ich heiße Djangó“ erwiderte das Mädchen, „ich komme um Wasser zu holen. Was machst du hier? Lebst du dort drüben? Ich habe dich noch nie hier gesehen.“

Sie wartete auf seine Antwort, aber der Drache blieb still.

„Überhaupt habe ich noch nie einen rosa Drachen gesehen!“ sagte sie mit Freude in der Stimme.

„Schon gar nicht hier, aber weit weg war ich auch noch nicht. Ich bin bisher nur bis zum anderen Ende des Waldes gelaufen, dort oben nach der Lichtung wo ich wohne.“ Sie zeigte in die Richtung aus der sie die Böschung hinab gekommen war. „Den Wald auf deiner Seite kenne ich nicht, ich wusste nicht, dass es da so tolle Wesen gibt wie dich! Aber ich bin gerne im Wald. Sehr gerne. Ich fühle mich im Wald zu Hause. Die Leute in meinem Dorf nenn mich die Waldläuferin. Sie sagen ich habe ihre Seele. Ist der Wald denn auch dein Zuhause?“

Das waren ganz schön viele Fragen auf einmal. Der Drache wusste nicht was er ihr antworten sollte, aber er hatte nicht überhört, dass sie ihn als „tolles Wesen“ bezeichnet hatte. Das machte ihm Mut.

Das Mädchen Djangó schien nett zu sein und er wollte ihr gerne antworten, also begann er nachzudenken. Lebte er hier? Ja was machte er eigentlich hier? Er wusste zwar wie er hier gelandet war, aber nicht warum. Und wie sollte er das nur erklären?! Dass er bis vor kurzem noch ein Hund gewesen und mit Delfinen an Land geschwommen war, nachdem er im Bauch eines Wals durch den Ozean getragen wurde, weil er zuvor aus dem Weltall gefallen war... Das würde sie ihm niemals glauben!

Als er so darüber nachdachte wo er her kam, und was er erlebt hatte, wunderte er sich plötzlich viel weniger darüber, dass er jetzt ein Drache war. Wer, wenn nicht er, sollte eine so wundersame Verwandlung erleben? Nach all den Abenteuern war er nicht mehr der Selbe.

Doch was sollte er ihr nun antworten? Würde sie ihm glauben oder ihn für einen Spinner halten? Er konnte ihr nicht beweisen, dass seine Geschichte stimmte, alles was war, war vergangen. All diese Gedanken stimmten ihn wieder nachdenklich und unsicher. Warum hatte er, von allen Gestalten in der Welt, diesen neuen Körper gekriegt? Als Hund war er doch eigentlich ganz zufrieden gewesen, auch wenn ihm jetzt ohne Fell nicht mehr so heiß war und die Mücken ihn wahrscheinlich auch nicht durch die Schuppen stehen würden. Aber trotzdem...was hatte das alles für einen Sinn?

Djangó wartete geduldig und beobachtete den Drachen. Ihr war nicht verborgen geblieben, dass er sich nicht ganz wohl in seiner Haut zu fühlen schien und in sich versunken grübelte. Er hatte zwar noch nicht viel gesagt, schien ihr aber eine liebe Gestalt zu sein, so friedlich und rosa! Noch dazu war er alleine. Seine Flügel waren noch nicht besonders kräftig, die würden ihn so schnell nicht von hier fort tragen können, das sah sie gleich, und ein besonders geschickter Läufer war er auch noch nicht, also würde er wohl eine Weile bleiben. Er war noch jung, ein Kind, wie sie auch, sie konnten also zusammen spielen. Freude stieg bei dem Gedanken in ihr auf. Sie war neugierig und wollte den Drachen zu gerne kennen lernen. Niemand sonst hatte einen Drachen als Freund, also hallte ihre freundliche Stimme über den Fluss:

„Hey, Drache, wollen wir Freunde sein? Dann können wir zusammen spielen! Du brauchst nur einen Namen, damit ich weiß wie ich nach dir rufen kann. Freunde rufen sich nämlich beim Namen, weißt du?“

Dem Drachen wurde warm ums Herz als er ihre Worte vernahm. Das klang wunderschön. Freunde. Das fühlte sich gut an. Er hob den Kopf und schaute sie aus seinen großen, runden Augen an.

„Freunde?“ fragte er, nur um sich nochmal zu vergewissern.

„Ja sicher, ich hatte noch nie einen Drachen als Freund.“ Gab Djangó freudig lachend zurück. „Also, wie möchtest du heißen Drache? Drachi? Drach? Nein nein nein, das klingt nicht gut, das passt nicht! Lass mich nachdenken.“

Djangó runzelte die Stirn und murmelte vor sich hin. Es musste schon ein Name sein, der sich gut anhörte und ihn nicht gleich verriet, denn Drachen waren gefürchtete Wesen. Er würde sicher mal ein großer, kraftvoller Drache werden, da konnte er unmöglich Drachi heißen. Keiner würde ihn ernst nehmen mit so einem Namen. Sie überlegte laut: „Dra, Dro, Dru, Dre,... DRE!“ Ja, Dre klang ganz fabelhaft! Das gefiel ihr. Der rosa Drache Dre, haha, ja das war's! Sie war begeistert, was würde er wohl davon finden?

„Was hältst du von Dre? Der rosa Drache Dre. Das klingt doch ganz fabelhaft!“ frohlockte sie über den Fluss.

Der Drache fuhr aus seinen Gedanken auf. „Wie? Was? Mein Name?“

„Jaaa!“ rief Djangó freudig, „Ich will dich Dre nennen! Wie gefällt dir der Name? Djangó und der rosa Drache Dre. Wie findest du das?“

Sie strahlte.

Der Drache spürte wie sein Herz bei all der Freundlichkeit in ihrer Stimme und ihrem Lachen einen freudigen Satz tat, und zum ersten Mal lächelte auch er.

„Gut, ja, Dre klingt gut. Ich glaub ich mag den Namen.“ Er fühlte Wärme im Bauch und in der Brust, bei dem Gedanken mit seinem neuen Namen gerufen zu werden. „Dre, Dre, Dre, ich heiße Dre, der rosa Drache Dre.“ Er lächelte über den Fluß zurück zu ihr. Djangó und Dre, das fühlte sich gut an.

„Dre, ja, so will ich ab jetzt heißen! Danke Djangó, für meinen Namen!“

„Haha, super! Gern geschehen“ sie hüpfte und klatschte dabei in die Hände. Strahlend begann sie ihren Krug mit Wasser zu füllen. Sie hatte einen neuen Freund.

## Zeit der Freundschaft

Es dauerte nicht lange, da waren Djangó's Besuche am Fluss zu Dre's liebster Tageszeit geworden. Fast täglich kam sie heiter, barfuss und leichtfüßig, oft singend oder eine ganz eigene Melodie summend, über die große, blühende Wiese die Böschung zum Ufer des Flusses hinab. Immer öfter kam sie auch wenn sie kein Wasser zu holen brauchte. Dann kam sie um Dre zu suchen, seinen Namen mit ihrer hellen Stimme in den Wald hinein zu rufen und plantschend, singend oder gedankenverloren, träumend am Fluss zu warten bis der rosa Drache aus dem Gebüsch auftauchte.

Selbst wenn Dre auf seinen Streifzügen tief ins Dickicht eingetaucht war, hörte er ihren Ruf. Manchmal von ganz fern, dann musste er gut horchen, um Djangó's Ruf von denen der vielen bunten Vögel zu unterscheiden. Wenn er sie dann erkannte, stieg ein Gefühl der Wärme und Liebe in ihm auf. Er wurde erwartet, sie war zum Fluss gekommen und würde dort sitzen und sich darauf freuen ihn zu sehen. Was konnte es schöneres geben?

Die Tage, Wochen und Jahreszeiten vergingen wie im Flug. Sie hatten Spaß miteinander, sie sprachen, lachten, schwiegen und lauschten den Stimmen des Waldes. Sie tauschten sich über ihre Erlebnisse aus, Djangó erzählte vom Leben im Dorf und Dre von seinen Streifzügen am Fluss. Er übte sich im Fische fangen und entwickelte Geschick darin mit seinem langen Schwanz die süßen Früchte hoch oben von den Bäumen zu holen. Wenn er dann mit Djangó am Fluss in der Nachmittagssonne lag, die Bäuche voll mit Papaya und Kokosnuss und die Münder orange und klebrig konnte das Leben nicht schöner sein. Die beiden verband ihre Freude am Entdecken, am umherstreifen, und sie teilten ihre Leidenschaft für den Wald. Dre wurde stets wendiger und schneller und lernte die Vorzüge seines neuen Körpers kennen. Er fühlte sich zunehmend wohler in seinem Schuppenkleid und freute sich über seine ungewöhnliche Farbe, die bei Sonnenaufgang und Untergang von pink bis orange und rot leuchtete. Sein Leuchten machte auch Djangó froh und erfüllte sie mit Wärme. Zugegeben, das Verstecken im Wald wurde dadurch nicht einfacher, aber es gab ohnehin kein Tier, vor dem sich Dre fürchten musste, sie hatten eher Angst vor ihm. Anfangs noch war er einfach nur die große, fremde Gestalt, die nicht von hier war, aber früher oder später wagten sie sich vor lauter Neugier aus ihren Verstecken, um den Drachen zu begutachten. Bald war er bekannt wie ein bunter Hund.

In den warmen Sommerwochen spielten, lachten und tobten sie oft am Fluss. Sie fingen Fische und Frösche um sie gleich danach wieder frei zu lassen, bauten Wasserspiele mit Steinen, Ästen, Blättern und Rinde und die ausgefallensten Boote, um ihnen lange nachzuschauen, wenn sie scheinbar hüpfend vom Strom davon getragen wurden. Sie begannen gemeinsam Dre's Seite des Waldes zu erkunden als dieser begann die vielen Farben des Herbstes anzunehmen. Dre war schon ein ganzes Stück größer geworden und hatte gelernt mit seinem Körper geschickt umzugehen. Er stellte sich ganz lang und kräftig in den Fluss und Djangó hielt sich an ihm fest um den Fluss zu überqueren. An manchen Stellen war das Wasser so tief, dass es ihr bis zur Hüfte reichte. Dort klammerte sie sich dann an Dre's Schwanz, damit die Strömung des Wassers sie nicht davon trug, und so konnte sie das andere Ufer erreichen, den anderen Wald. Die Streifzüge durch das grüne Dickicht bereiteten ihnen beiden am meisten Freude. Ganz still und aufmerksam schlichen sie dann mit gespitzten Ohren durch den Wald, auf der Suche nach Tierchen, die sie noch nie gesehen hatten, und nach Geräuschen, denen sie folgten und sich ganz im Leben und Treiben des Waldes verlieren konnten. An diesen Tagen gab es nichts anderes als sie zwei und der Wald. Das Dorf mit all den anderen Menschen war vergessen und die Grenzen von Zeit und Raum schienen sich aufgelöst zu haben. Es war als würden

nur sie, Djangó und Dre, an diesem Ort existieren, mit all den Geräuschen, Gerüchen und vielen wunderschönen Bildern, die sich in jedem Moment wandelten und nie zweimal die gleichen waren.

Djangó liebte die Streifzüge fern der Heimat und war eine regelrechte Expertin was das Schleichen, Lauschen und sich unbemerkt annähern anging, sie hatte den Spitznamen der Waldläuferin wirklich verdient, fand Dre. Er bewunderte sie, wie schnell und geschickt, leise und bedacht sie sich fortbewegen konnte. Er versuchte es ihr nach zu machen, doch mit seinen immer größer werdenden Pranken war das leise Schleichen nicht sein größtes Geschick. Djangó liebte es im Wald zu liegen und den Vögeln hoch in den Wipfeln zu lauschen. Erspähte sie ein scheues Tierchen, ohne von ihm gesehen zu werden, wurde sie mucksmäuschen still und fast unsichtbar, bis das Tier sie witterte und im Dickicht verschwand. Begeistert erzählte sie dann Dre jedes Detail von diesem Erlebnis. An diesen Tagen im Wald trugen ihre kleinen Füße sie erstaunlich weit, und wenn sie dann abends in der Dämmerung von Dre wieder über den Fluss gebracht wurde, kehrte sie erfüllt und müde zurück ins Dorf.

Dre wagte sich nur selten auf die andere Seite des Flusses. Dort wo Djangó her kam war er nicht sicher, obwohl er zu gerne das Leben im Dorf einmal mit eigenen Augen gesehen hätte. Djangó erzählte von lachenden und spielenden Kindern, von dem guten Essen und Abenden, an denen sie alle gemeinsam am Feuer saßen. Immer wieder zogen einige Männer und Frauen in die Welt hinaus um auf die Märkte der anderen Dörfer zu gehen, Waren zu tauschen und Neuigkeiten aus der Welt hinter den Wäldern und Bergen zu erfahren. Wenn sie dann mit Schätzen und Geschichten zurück kehrten, füllten diese ganze Abende und ließen die Augen der Kinder und Frauen leuchten. Die Menschen im Dorf schienen wirklich freundliche und heitere Menschen zu sein, dennoch hütete sich Dre davor ihnen zu begegnen.

Dre war zu Ohren gekommen, dass nicht alle Menschen so freundlich mit Drachen umgingen wie Djangó. Es gab Gerüchte, dass Menschen Drachen nicht nur fürchteten, sondern, vornehmlich Ritter und solche, die es werden wollten, Drachen auch jagten und töteten. Es konnte Geld mit ihnen verdient werden, denn ihre Krallen waren beliebte Schmuckstücke und Trophäen, die dem, der einen Drachen erlegt hatte, Ruhm und Ehre brachten.

Zwar gab es im Dorf keine Ritter, aber die Neuigkeit, dass ein Drache gesehen wurde konnte sich schnell verbreiten und diese dennoch anlocken. Deshalb kam Djangó immer alleine zum Fluss. Die anderen Kinder trauten sich ohnehin nicht so weit weg vom Dorf oder waren noch zu klein für Streifzüge.

Auch wenn er zu gerne manche Abende am Feuer in Gesellschaft lieber Menschen wie Djangó und ihrer Freunde verbracht hätte, blieb er doch lieber bei den Tieren im Wald und tröstete sich mit dem Gedanken, dass er hier ebenso in guter Gesellschaft war, obgleich nicht viele Tiere die Nähe zu ihm suchten. Mit dem Gedanken, dass die mutige, kleine Djangó ihn vielleicht schon am nächsten Tag wieder besuchen würde konnte er auch in Momenten der Einsamkeit Hoffnung und Freude spüren.

Djangó war anders. Sie hatte keine Angst und ihr war die Freundschaft zu Dre mehr wert als alles Silber und Gold der Welt. Mit Dre konnte sie sich in unbekannte Gebiete vor wagen, überwand dafür manchmal eine Unsicherheit um ihm folgen zu können und manchmal auch um ihn zum Staunen zu bringen. Wenn er sie dann begeistert aus seinen großen, runden Augen anschaute und jubelte fühlte sie sich wie das größte kleine Mädchen weit und breit. Sie hatte den Drachen längst in ihr Herz

geschlossen und bewahrte darum, Jahr um Jahr ihre Freundschaft streng geheim, auch wenn es ihr manchmal schwer fiel nicht von ihren Abenteuern und all dem zu berichten, was sie glücklich machte und erfüllte.

So wuchs Djangó, in den zeitlos erscheinenden Tagen im Wald, gemeinsam mit dem anfangs noch so kleinen und unbeholfenen Drachen Dre, und durch all die blühenden Frühlinge, heißen Sommer, die bunten Herbst und weißen Winter vom kleinen Mädchen Djangó zur Waldläuferin heran. Der wohl einzigen Waldläuferin, die einen rosa Drachen zum Freund hatte.

Ihr war bewusst, dass dies eine besondere Freundschaft war, das konnte sie spüren. Dre und sie hatten eine Verbindung, die sie begleitete, egal wo sie war. Manchmal wusste sie wie er sich fühlte, ohne, dass er es sagen musste und an manchen Tagen saß er schon am Ufer des Flusses und wusste, dass sie gleich die Böschung hinab kommen würde. Das musste der Grund sein, warum sie sich so geborgen und glücklich fühlte. Sie waren sich nahe, auch wenn sie im Dorf und er im Wald war.

Dre wuchs vom unbeholfenen, kleinen Drachen zu einem geschickten, haushohen und sehr starken Drachen mit imposanten Flügeln heran. Anfangs hatte er noch unter einer Palme Schatten finden können, bald bedeckte der Schatten nur noch die Hälfte seines Körpers, nun nur noch seinen Kopf. Er musste stets tiefer in den Wald hinein gehen um ein schattiges Plätzchen zu finden, das groß genug für ihn war um ungesehen und ungestört ein Nickerchen machen zu können. Doch seine Spuren waren nur noch schwer zu verbergen. Langsam beschlich ihn das Gefühl, dass er aus seiner Umgebung hinaus wuchs und dies nicht mehr der rechte Ort für ihn war. Er fühlte sich hier wohl, die Umgebung war ihm vertraut, zu seinem Zuhause geworden, aber es passte einfach nicht mehr, sein Zuhause wurde ihm zu klein. Der Tag würde kommen, an dem jemand aus dem Dorf die immer lauter krachenden Äste unter seinen Füßen hören und seine Spuren entdecken würde und wenn er Pech hatte war dies jemand, der nicht so viel Zuneigung zu ihm hatte wie Djangó.

Auch nachts konnte er keinen Unterschlupf mehr finden, der groß genug gewesen wäre um ihn trocken und warm zu halten, und so musste er die Nächte draußen verbringen, ob es nun warm war oder kalt, regnete oder windete. So geschah es, dass er eines kühlen Abends laut niesen musste. Der Wind hatte ihn so lange in der Nase gekitzelt, bis er die aufsteigende Wucht nicht unterdrücken konnte. Sein Niesen donnerte durch den Wald und war bis über den Fluss und die große Wiese zu hören. Noch dazu geschah etwas Unfassbares. Tief aus dem Rachen spie er eine große Flamme hoch in die Luft, wo sie die Wipfel der Palmen in Brand setzte. Dre war wie versteinert vor Schreck und starrte in die Flammen.

Das Donnern war bis ins Dorf zu hören, danach herrschte ungewohnte Stille. Ein Gewitter war nicht am Himmel zu erkennen und es folgte auch kein Blitz. Statt dessen wurde das Licht der Flammen in den brennenden Palmwipfeln immer heller und als Rauch das Dorf erreichte waren die Dorfbewohner alarmiert. Was war vorgefallen? Noch nie hatte es im Wald gebrannt, noch nicht einmal in den heißen Sommermonaten. Was konnte das Feuer entfacht haben? Und was hatte der Donner zu bedeuten? Hatten sie einen Angriff zu fürchten? Kam da etwas aus dem Wald, was auch ihr Dorf in Brand setzen würde?

Sie hatten von Plünderern gehört, die auch nicht davor zurück schreckten Menschen mit allen ihren lieben Mitteln aus den Dörfern zu vertreiben. Sie mussten sich also auf das Schlimmste gefasst machen. Sie mussten sich vorbereiten, sich rüsten und bedacht vorgehen um Frauen und Kinder zu schützen. Sie mussten denen, die von der anderen Seite des Flusses auf sie zu kamen zuvor kommen. Sie fürchteten sich vor dem Unbekannten, dem Feuer und davor Freunde, Familie und ihr Zuhause zu verlieren. Dennoch und gerade deshalb sprangen die Männer auf und rüsteten sich, mit Pfeil und

Bogen, Lanzen und Schwertern und andere bereiteten sich darauf vor ihr Leben, Hab und Gut zu verteidigen. Unruhe herrschte im Dorf, als die Männer aufbrachen in die dunkle Nacht, Richtung Feuer und ins Ungewisse. Mit sich nahmen sie Angst und Entschlossenheit den Angreifer abzuwehren, koste es was es wolle.

## Feuer, Pfeil und Bogen

Djangó wusste gleich, dass nicht Plünderer im Anmarsch waren, sondern Dre es war, der das Feuer entfacht hatte. Er war nun ausgewachsen und im Besitz all der Kräfte, die einen Drachen wie ihn ausmachten. Er war ein ausgewachsener Flugdrache geworden und konnte deshalb nicht nur Feuer speien, sondern auch fliegen. Ein Schauer der Freude überkam sie. In der Entwicklung eines Drachen war das Feuer speien die Reifeprüfung und die hatte er wohl meisterlich bestanden. Das hieß, dass auch seine Flügel ihre volle Kraft entwickelt hatten. Sie würden ihn in Windes Eile in große Höhen versetzen, ihn blitzschnell jede Unwegsamkeit überwinden lassen, er konnte jedem Hindernis ausweichen und hatte er einmal abgehoben, würd er alles hinter sich lassen. Auch das wusste sie. Dre jedoch war sich seiner Kräfte noch nicht bewusst. Ob er die drohende Gefahr wohl schon erkannt hatte?

Djangó blieb keine Zeit. Würden die bewaffneten Männer in ihrer Entschlossenheit und Angst auf ihn stoßen, würden sie ihn ohne lange zu überlegen töten. Es schien unvermeidbar, dass sie sich am Fluss trafen. Wohin sollte Dre auch sonst fliehen, wenn es im Wald brannte? Noch dazu konnte er sich mit seiner Größe nicht mehr verstecken. Er würde den Angreifern in die Arme laufen und sich nicht zu wehren wissen. Er würde es nicht wagen Feuer zu speien, da er alle mit einem Atemzug töten würde. Die Männer, Väter und Freunde aus dem Dorf in dem Djangó lebte, von denen Djangó schon so viel erzählt hatte. Ein so großes Leid könnte er nicht über sie und das Dorf bringen. Er würde sich seinem Schicksal ergeben und konnte ihm nicht entkommen.

Ogleich Dre niemals die Absicht gehabt hatte, hatte er doch Angst und Schrecken verbreitet. Er stellte nun eine Gestalt dar, die alleine durch seine Größe bedrohlich wirkte, noch dazu im Dunkeln. Der Aufruhr im Wald machte ihn ganz nervös. Er wollte das Feuer löschen, wusste aber nicht wie. Er brauchte Wasser, aber wie sollte er es bis in die Baumwipfel tragen? Er musste zum Fluss, dort würde ihm hoffentlich etwas einfallen. Er hoffte auf ein Wunder.

Djangó blieb keine Zeit den Männern zu erklären, dass es keinen Grund gab sich zu bewaffnen, und dass ihre Angst vor einem Angriff unbegründet war. Zu sehr fürchteten sie sich vor dem Unbekannten, als dass sie nun die Ruhe gehabt hätten inne zu halten und dem Mädchen zuzuhören, geschweige denn ihr zu vertrauen. Sie musste schneller sein als die Männer um Dre zu warnen. So schnell ihre Beine sie trugen eilte sie allen voraus durch die Nacht zum Fluss hinab, rannte barfuß durchs hohe Gras und über Stock und Stein und rief Dre bereits von Weitem zu. Der Drache, verwirrt und erschrocken von der Feuersbrunst, die er verursacht hatte, und sichtlich in Unruhe, hatte noch keinen Weg gefunden das Feuer zu löschen, da drohte schon die nächste Gefahr. Mit dem ersten Ruf von Djangó hatte er erkannt, was auf ihn zu kam. So erregt und alarmierend hatte Djangó's Stimme noch nie geklungen. Er wusste, er war in Gefahr.

„Dre, du musst fliegen! Spann deine Flügel auf und flieg Dre! Flieg! Sie kommen und werden dich töten!“ rief sie so laut sie konnte dem Wald entgegen. „Dre, hörst du mich? Nimm Anlauf und flieg davon! Du kannst es!“

Er hatte sie gehört, laut und deutlich und obwohl er keine Ahnung hatte was zu tun war und er hier absolut schutzlos war eilte er zur Mitte des Flusses wo die Bäume am weitesten voneinander entfernt standen. Hier hatte er Platz, hier konnte er seine Flügel ausbreiten, doch er musste Anlauf nehmen um abzuheben. Der Mut verließ ihn, er hatte nur wenig Platz und Zeit. Das kalte Wasser reichte ihm bis zu den Knien.

„Ich weiß nicht ob ich das kann. Ich weiß nicht....“

Er wusste, dass dies seine einzige Chance war zu entkommen, er musste es probieren. Djangó klang so überzeugt davon, dass er es schaffen würde, er wollte sie nicht enttäuschen.

Er begann tief ein zu atmen und seine ganze Brust mit Luft zu füllen. Er musste es schaffen, und wenn es das letzte war, was er tat, er würde versuchen zu fliegen. Er machte sich Mut. Es konnte klappen, schließlich hatte er auch Feuer gespien, ohne es jemals zuvor probiert zu haben oder zu wissen wie.

Ihm blieb keine Zeit zu Grübeln, Djangó hatte nur noch wenig Vorsprung vor den Männern. Sie kam, die Arme wild auf und ab bewegend, gleich Flügelschlägen, die Böschung hinab gesprungen. „Du musst fliegen Dre, flieg!“ rief sie aufgebracht. Als er sie sah, wie sie voll Mut und Vertrauen auf ihn zu lief kniete er sich ans Ufer, damit sie aufspringen konnte. Was sollte er nur ohne sie? Ohne sie wollte er nicht weg von hier, wollte nicht alleine in die Dunkelheit und Weite der Nacht hinaus, auf in neue, unbekannte Gebiete.

„Ich flieg nicht ohne dich! Komm mit mir mit!“

Die Männer hatten die Böschung erreicht. Vor Schreck blieben sie stehen, als hätte sie der Blitz getroffen. Für einen kurzen Augenblick ließ Dre's Anblick sie die Welt um sich herum vergessen, doch dann griffen sie zu Pfeil und Bogen. Dies war die einzige Antwort, die sie auf die unerwartete Bedrohung wussten. Sie hatten die Rufe von Djangó nicht vernommen, nicht wahr genommen, dass sie Entwarnung bedeuteten, nicht gesehen, dass das Mädchen dort unten am Fluss furchtlos direkt auf den Drachen zu lief. Es war dunkel und im Schatten der riesenhaften Gestalt war Djangó kaum zu sehen, im Hintergrund loderte das Feuer.

Alles ging so schnell, doch die Sekunden kamen Dre vor wie eine Ewigkeit. Alles lief vor seinen Augen ab wie ein Film. Auch er hatte Angst, mehr um Djangó als um sich selbst, und gleichzeitig wuchs in ihm eine Kraft, die er zuvor so noch nie gespürt hatte. Tief aus der Brust breitete sie sich aus bis in seinen Bauch, seinen Rücken, seine Beine und Flügel. Mit all dieser Kraft brüllte er die Männer an, die teils angsterfüllt die Flucht antraten, teils tapfer dem Wind seines Atems trotzdem. Die unerschrockenen brüllten nun zurück, setzten Pfeil und Bogen an und erhoben ihre Lanzen zum Angriff.

„Nicht! Nicht töten!!!“ schrie Djangó aus vollem Hals, während sie Dre fast erreicht hatte, doch es war zu spät. Ihre Rufe gingen unter. Djangó stürzte sich auf Dre, spürte einen heftigen Schmerz und vergaß die Welt und alles um sich herum.

Die Pfeile trafen sie, einer nach dem anderen, mitten ins Herz, bis sie leblos neben Dre in den Fluss sank, wo das Wasser sich rot färbte. Dre packte ihren sie, legte sie sich auf den Rücken, erhob sich und begann mit großen Schritten im Flussbett Anlauf zu nehmen. Mit einem lauten Schrei des Schmerzes, der die Glieder der Männer und die Bäume im Wald erzittern ließ, und weit über das Dorf hinaus zu hören war, hob er mit der leblosen Djangó auf seinem Rücken in den dunklen Nachthimmel ab.

## Ein neues Ufer

Der Drache flog tief in die Nacht hinein, soweit seine Flügel ihn trugen. Anfangs spürte er tiefen Schmerz und Trauer, so tief, dass er glaubte seine Kraft daran zu verlieren. Er drohte daran zu zerbrechen und aus dem Himmel hinab zu stürzen wie ein Stein. Er spürte den Schmerz, den Djangó hatte fühlen müssen, als ihre Brust von den Pfeilen getroffen wurde. Den Pfeilen der Männer ihres eigenen Dorfes, ihrer Freunde, die blind ihrer Angst gefolgt waren. Sie hatten sie auf dem Gewissen, hatten Djangó's Leben ein so unerwartetes und viel zu frühes Ende bereitet. Sie hatten ihm die Freundin genommen, die einzige, die er gehabt hatte.

So flog er mit ihr durch die Dunkelheit. Seine Tränen, so groß wie Orangen, zerstreuten sich in der Luft und sein Schluchzen zerriss die Stille der Nacht. Nach dem Schmerz kam die Leere. Er war wieder alleine, nun war es still, absolut still, ihr Lachen würde nicht mehr in seinen Ohren klingen. Wohin sollte er nur? Wohin würden seine Flügel ihn jetzt noch tragen?

Getragen von dieser Stille, der Dunkelheit der Nacht, seinen Flügeln und einer unerschöpflich scheinenden Kraft in ihm, die er in all den letzten Jahren gewonnen hatte, flog er über Wälder, flussaufwärts bis zur Quelle, über Gipfel, Täler und Bäche, entlang an steilen Felswänden zu deren Füßen sich wiederum große, tiefe Wälder erstreckten. Jenseits der schneebedeckten Berge gelangte er ans Meer über dem der Mond aufging und die Wellen hell leuchten ließ. Er folgte dem Rauschen der Wellen immer weiter, bis auch sie hinter ihm verstummten.

Lange nachdem der Mond unter gegangen war kam langsam und warm die Sonne hinter den Wipfeln der Bäume hervor, die an der Küste vor ihm immer dichter wurden. Vögel erhoben sich aus den Wipfeln und Bäche flossen aus allen Richtungen hinab Richtung Meer. Dre folgte dem breiten Strom Richtung Sonne und begann die Wärme auf seinen Schuppen zu genießen. Ein neuer Tag brach an und er begann zu spüren wie schrecklich müde er war. Er sehnte sich nach Schlaf, nach dem dichten Grün und dem weichen Untergrund des Waldbodens, nach Schatten, frischem Wasser und süßen Früchten. Unter ihm wurde es hell. Er schien angekommen zu sein. Langsam und behutsam begann er in großen Kreisen hinab zu gleiten, nur so steil, dass Djangó nicht von seinem breiten Rücken rutschte. Er kreiste über einem Fluss, der mit seinem breiten Kiesbett und weiten Wiesen genug Platz bot um sanft zu landen. Er konnte es, er konnte es tatsächlich. Ein Lächeln erhellte sein Gesicht und seine Stimmung. Er konnte fliegen, sie hatte Recht gehabt. Er konnte kreisen und steigen, schweben und landen, ohne dass es ihm besonders schwer erschien. Er musste noch nicht einmal darüber nachdenken. Er tat es einfach und es gelang ihm wirklich gut. Er fühlte sich wieder besser, wohl in seiner Haut. Er spürte eine neue Kraft, auch wenn er hundemüde war und sich nichts schöneres vorstellen konnte als zu schlafen. Doch nun wollte er Djangó sicher zu Boden bringen und sich dann neben ihr schlafen legen. Sie ein Stück in ihren langen Schlaf begleiten.

Lange, sehr lange lagen sie dort am Fluss und Dre schlief tief und fest. So viel war geschehen, was nur noch in seiner Erinnerung leben würde und nun in Stille ein Ende fand. Der Tag verging und die Nacht legte sich über sie. Dre merkte nichts davon.

In den frühen Morgenstunden tauchte Mogli wieder in seinem Traum auf. Der wilde Junge aus dem Wald, mit wuscheligen Locken, barfuß und mit brauner Haut. Er kam, wie schon zuvor, an den Fluss um sich das Gesicht zu waschen und sich abzukühlen. Auch sie war wieder da. Er sah zu dem Mädchen hinüber, die am anderen Ufer des Flusses saß und sang. Er lauschte ihrem Gesang, wollte sich nähern um sie noch besser zu sehen und zu hören, vielleicht könnte er ihre Worte verstehen. Als er direkt gegenüber von ihr saß, nur noch halb verdeckt von den Sträuchern und Blättern, sah sie ihm direkt in die Augen. Ihm war als hätte er sie schon einmal gesehen, als wären sie sich schon

einmal begegnet, doch ihren Namen kennt er nicht. Das Mädchen sah ihn freundlich an, ohne Scheu, und begann wieder zu singen. Sie füllte ihren Tonkrug mit Wasser und stellt ihn neben sich ab. Sie hat keine Eile, scheint seine Gesellschaft zu genießen und lächelt sogar ein wenig dabei. Sie bindet ihren Zopf auf, lässt ihr Haar über die Schultern fallen und kühlt sich singend Gesicht, Arme und Füße im Fluss. Als sie sich umdreht um zu gehen lässt sie den gefüllten Krug mit Wasser am Ufer stehen. Mogli zögert nicht lange, stelzt durch das kalte Wasser, hebt den schweren Krug von den Steinen und folgt ihr die Böschung hinauf auf die andere Seite des Flusses.

Der Drache erwacht vom wohligen warmen Sonnenlicht auf seinen Schuppen, die im Wasser glitzern. Djangó's Haar kitzelt ihn am Bauch und ihr ruhiger Körper hebt und senkt sich fast unmerklich. Sie atmet! Wie ist das möglich? Ihre Brust hebt und senkt sich und ihre Wunden scheinen geheilt. Sie sieht ganz friedlich aus, und so hübsch, als wäre sie nach einem langen Tag zufrieden eingeschlafen und hätte von ihren Abenteuern geträumt. Eine neue Kraft hatte auf dem langen Flug zu ihr gefunden und in der Geborgenheit und Fürsorge von Dre in ihren Körper gefunden. Sie war von innen geheilt. Leise schnaufend betrachtet Dre sie, erstaunt und glücklich über dieses kleine Wunder, und im Vertrauen, dass hier etwas Neues beginnt. Nie wieder wollte er sie sterben sehen! Eher wollte er ihr all seine Kraft schenken, damit sie leben konnte, mit ihm, dem rosa Drachen, in ihrem Herzen.

Als Djangó erwacht sieht sie Dre gedankenverloren den Fluss hinab blicken. Die Abendsonne ließ ihn wieder in aller Pracht leuchten. Sie schaut an sich hinab und scheint unversehrt. Langsam erinnert sie sich an Feuer, Pfeile und Schmerz. War das ein Traum gewesen? Die Wunden waren geheilt und ihre Schmerzen vergangen, doch ein Traum war das nicht, das weiß sie. All das war echt gewesen, sie war dem Tod begegnet. Ein Blick in die Umgebung verriet ihr, dass sie nicht mehr war wo sie her kam. Erleichterung, Freude und Zuversicht überkam sie, dennoch war da ein Gefühl des Abschieds, ein Gefühl, das ihr Tränen in die Augen steigen ließ. Sie hatte viel hinter sich gelassen, viel verloren. Ihr Zuhause, Freunde, Familie und alles was ihr bis dahin lieb gewesen war. Wo war sie nun? Was würde jetzt mit ihr geschehen?

Sie lauscht den Geräuschen des frühen Abends. Vögel zwitschern, es surrt und fiept im hohen Gras und der Fluss plätschert in kleinen Wellen ans Ufer. Die Luft hier roch anders, frisch und kühl, die letzten Sonnenstrahlen fühlten sich noch warm an auf ihrer Haut. Ein Duft von Blüten, Blättern, Nadeln und Holz zieht durch die Luft. Was für ein inniger Geruch das war, er scheint ihre Sinne zu klären und ihr Herz weit zu öffnen. Sie nahm ein paar tiefe Atemzüge. Sie war am Leben.

Verzaubert von den Eindrücken der Umgebung bemerkt sie nicht, dass Dre wieder bei ihr war. Er hatte ihre Bewegungen gespürt und beobachtet sie aus halb geöffneten Augen, voll Freude sie wieder am Leben und bei Kräften zu sehen. Er genoß diesen Moment, der alles zu bedeuten schien, und für ihn ewig hätte andauern können. Wäre dies sein letzter Augenblick, er würde glücklich und erfüllt gehen.

Als er mit dem Schwanz wackelte, auf dem ein Schmetterling gelandet war, zuckte Djangó kurz zusammen. Sie war ganz und gar in ihre neue Umgebung eingetaucht, und freut sich sogleich so sehr, dass sie Dre um den Hals fiel.

„Danke Dre! Du hast uns wieder nach Hause gebracht! Wie hast du diesen Ort gefunden?“

Er lächelte und zuckte nur mit den Schultern. „Er hat uns gefunden“ sagte er nach einem Blick in die Landschaft.

„Siehst du! Ich habe dir doch gesagt, du kannst fliegen!“ Freudig begann Djangó zu berichten, was sie bereits alles entdeckt hatte und an was sie bei den neuen Gerüchen und Geräuschen, von denen sie umgeben waren, denken musste. Sie waren zwar an einem anderen, ihr unbekannten Ort gelandet, aber nicht alles schien ihr fremd zu sein. Sie glaubte manche Vogelstimmen zu kennen und das Rauschen des Windes in den Blättern war ihr ebenfalls vertraut. Ein Gefühl von Heimat breitete sich in ihr aus und ein Gefühl von Freiheit. Hier konnte sie wieder ganz sie selbst sein, musste ihre Freundschaft nicht verheimlichen, konnte laut lachen, singen, über die Wiesen und durch die Wälder laufen. Sie freute sich auf ihre erste Nacht, die Dunkelheit, die Sterne und den Mond und auf den ersten Sonnenaufgang, wenn sich ihr alles in neuem Licht zeigen würde.

Der Drache lauscht zufrieden ihrer Begeisterung und war dabei ganz aufmerksam und zufrieden. Er fühlte sich erschöpft, seine Glieder waren schwer und seine Energie aufgebraucht. Die Ereignisse der letzten Tage, der lange Flug, Trauer, Schmerz und Freude hatten ihn mehr Kraft gekostet als er erst wahrgenommen hatte. Doch nun war die Suche vorbei. Jetzt wo er Djangó in ihrer neuen Energie sah, war er sehr glücklich. Er verspürte keine Bedürfnisse mehr, außer hier ruhig zu liegen und zu lauschen. Sein Herz war erfüllt und ohne Wünsche.

So liegt er mit Djangó am Fluß, tauchte ganz in ihre Worte ein und dabei rückte ihre Stimme stets weiter in die Ferne. Bald vernahm er die Vogelstimmen und das Plätschern des Flusses, an dessen Ufer sie in diese neue Welt gefunden hatten, nicht mehr. Nur noch ganz leise und entfernt hört er Djangó seinen Namen rufen, dann schlossen sich seine Augen und er entschwand in die große Dunkelheit.

Djangó wusste nicht wie ihr geschah. Sie saß alleine, mit ungläubigen, tränenerfüllten Augen am Rande des Flusses im Wald und starrte ins Leere.

Da wo Dre gelegen hatte war nichts mehr. Der Drache hatte sich einfach aufgelöst, war immer kleiner geworden, als hätte jemand langsam die Luft aus einem Ballon gelassen. Dann wurde er blasser und verlor schließlich Farbe und Gestalt. Nach wenigen Augenblicken war er verschwunden. Sie konnte ihre Tränen nicht zurückhalten, Stille herrschte um sie herum, als würde der Wald mit ihr mitfühlen und sie begann laut zu schluchzen. Ihre Stimme und Tränen mischten sich nur noch mit dem Plätschern des Flusses. In der Dunkelheit und Stille der Nacht schlief sie schließlich ein. Ohne den starken Arm von Dre, ganz alleine auf den Steinen am Ufer des Flusses.